

Wolf Biermann

Wolfgang Heise – mein DDR-Voltaire

Dieser Tage beriet ich mich, wie gelegentlich in mehr pathetischen Zeiten, mit dem wahren Philosophen der DDR, also mit Wolfgang Heise. Der sitzt seit 1987 oben auf der Wolke zusammen mit Hölderlin und Hegel, neben Voltaire und Marx. Ich fragte ihn da oben: Soll ich, wenn demnächst deine und Hegels Nachfolger an der Humboldt-Universität mir das Diplom von damals aus-händigen, soll ich dann auch den Ehrendokortitel mir anhängen lassen? Heise lächelte und sagte: „Eigentlich nicht. Uneigentlich doch. Nimm die Ehrung an, schon aus Respekt vor denen, die ein Unrecht von vor 45 Jahren wieder gut machen wollen. Aber heikel ist solch ein Titel! Damen und Herrn, Sie hören jetzt ein Lied von Doktor Biermann... das klingt nach einem Rezept für Schmerztabletten. Also: Nimm den Titel an, aber verwende ihn nicht. Du brauchst keinen Titel. Und ein richtiger Philosoph bist Du, trotz des Studiums, nie geworden, du suchst ja nicht nach dem Absoluten wie unsereins. Für so Poeten gilt Goethes Replik in einem Brief an Schiller vom April 1801: Der Dichter braucht eine „gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt.“

Wahre Worte des Johann Wolfgang von Heise. Von wegen das Absolute ... Meine Diplomarbeit schrieb ich über ein absolut relatives Modethema: Max Benses Informations-Ästhetik, also eine Kritik der Anwendung mathematischer Methoden auf die Ästhetik. Der Tag heute ist mir eine gute Gelegenheit, über meinen Lehrer, den Philosophieprofessor Wolfgang Heise, zu sprechen. Ich will Ihnen erzählen, was passierte in diesem lehrreichen Jahr 1963, als ich die Prüfungen erst im Nebenfach Mathematik, dann im Hauptfach Philosophie an der Humboldt-Universität absolvierte. Nun halte ich – 45 Jahre später – das Diplom in der Hand, korrekt geschmückt mit Stempel und Unterschrift des neuen Chefphilosophen und von ihm und seinen Kollegen Bernd We-

gener und Christoph Markschies überreicht: Lieber Professor Dr. Volker Gerhardt – danke!

Meine viel zu lange Rede ist nur ein kurzer prosaischer Anlauf, damit ich am Ende die poetische Summe ziehen kann, in einem neuen Lied. So sagen ja die Franzosen: „Et tout finit par des chansons“. Der Titel des Liedes: „Voltaire-Chanson“: Und unser Heise war ja mein DDR-Voltaire. Dieses Chanson beginnt in der ersten Strophe in kafkaesker Verrücktheit mit einer Fliege: „Was ist das für 'ne Fliege / Das ist gar keine Fliege / Sieht aus wie 'n Kind der Liebe / Aus Mücke und Hornisse ...“ – Diese Fliege im Chanson ist eine von den Fliegen aus dem Drama des Existenzphilosophen Jean-Paul Sartre. „Les Mouches“ sind Metapher für eine Metapher: für die Erinnyen, das sind die griechischen Rachegöttinnen, also die Quälgeister auch des edlen Muttermörders Orest. Diese Furien erscheinen als ekliges Insektengeschmeiß, wie Voltaires Nachgeborener Sartre es in Paris auf die Bühne brachte, während der Besetzung Frankreichs durch die Deutsche Wehrmacht.

Machen wir eine kurze Zeitreise. Zwei Jahre nach dem Mauerbau erwies sich dies verfluchte Jahr '63 als lehrreich. Ich leitete damals, neben meinem Studium, das alternativ-alternaive „b.a.t.“ das „Berliner Arbeiter- und Studententheater“ im Prenzlauer Berg. Und weil ich damals so begeistert wie kindlich war, wollte ich zudem auch klug sein. Also wurde ich Kandidat der SED. Schwankende Intellektuelle, zu denen die Nomenklatura auch die Studenten rechnete, brauchten in der DDR zwei Jahre Kandidatenzeit bis zur Mitgliedschaft als Genosse. Echten Arbeitern aber wurde von der Parteiführung ein gesunder Klasseninstinkt unterstellt, für die reichte ein Jahr im Kandidatenstatus.

Genosse der SED hatte ich werden wollen, damit ich nicht länger in meiner Funktion als parteiloser Prinzipal des „b.a.t.“-Ensembles in der Belforter Straße eine Parteigruppe über mir hatte, der ich nicht angehörte und die ich also kaum hätte prinzipalisieren können. Eine Mitgliedschaft in der Staatspartei strebte ich auch

an, weil ich der Meinung war, dass wir jungen Kommunisten diese stalinistische Festung erobern müssen. Wir wollten die Kaderpartei SED entrieren, gegen das Pack der Monopol-Bürokraten. Ich hatte den Vers von Brecht an einen Genossen der Partei im Kopf: „Gehe nicht ohne uns den richtigen Weg, denn ohne uns ist er der falscheste.“ Und mir gefiel damals noch Brechts zynisches Credo: „Wofür wärest Du dir zu gut ... versinke im Schmutz, umarme den Schlächter, aber verändere die Welt, sie braucht es!“

Als ich 1963, nach zwei Jahren Wartezeit, endlich zum ordentlichen Mitglied der Partei gewählt werden sollte, stimmten die Studenten meiner Parteigruppe im 5. Studienjahr der Philosophie für mich – genauer: 17 Kommilitonen standen gegen 4, eine satte Mehrheit. Aber der anwesende Instrukteur der übergeordneten SED-Bezirksleitung Berlin erhob statutengerecht Einspruch. Und so musste eine neue Parteiversammlung organisiert werden, in der abermals abgestimmt werden sollte, denn so funktionierte die undemokratische Praxis des „demokratischen Zentralismus“. Inzwischen hatten die übergeordneten Funktionäre der Parteizentrale sich die Mitglieder meines Studienjahres einzeln vorgeknöpft. Und sie hatten Erfolg mit ihrem Überzeugungsterror. Das nächste Abstimmungsergebnis lautete nur noch knapp 11 zu 10 für mich. Abermals kam das Veto vom Genossen aus Paul Verners Bezirksleitung. Na ja – und dann, bei der dritten Versammlung, stimmten endlich 20 gegen mich, und nur noch einer stand für den Kandidaten Biermann. Es war der Sohn des Arbeiterschriftstellers Ludwig Turek (n.b.: sein Buch „Ein Prolet erzählt“ aus dem Jahre 1930). Mein falscher Turek hatte widerstanden, leider aber – wie ich dreißig Jahre später in meinen Akten las – im Auftrage des MfS.

Die ganze Prozedur mündete in eine hexenjägerisch aufgeheizte Partei-Vollversammlung des Instituts, das heißt mit Teilnahme auch der Genossen des Lehrkörpers. Es hagelte vernichtende Statements aller Studienjahre gegen den Kandidaten. Der Direktor unseres Instituts, ein Professor Hermann Ley, führte routiniert das Wort. Dieser Genosse Ley war ein Doktor der Zahnmedizin, berühmt berüchtigt, weil er ohne Vorbereitung über jedes philo-

sophische Thema einen einstündigen Vortrag halten konnte. Im Präsidium saß auch Heise, der eigentliche Kopf. Wir verehrten diesen Mann mit dem gramgrauen Gesicht, wir bewunderten sein breites und tiefes Wissen und seinen stoischen Stolz. Solche beißwütigen Maulhelden wie Professor Doktor Ley beneideten heimlich ihren hochgebildeten Kollegen, fürchteten seinen Scharfsinn und verachteten seine altmodisch guten Manieren. Unter uns Studenten wurde kolportiert, dass der flotte Zahnarzt-Philosoph Hermann Ley seine Doktorarbeit in der Nazizeit geschrieben hatte, mit dem Thema: „Karies und Rasse“ – aber diese zeitgemäße Dissertation blieb unauffindbar, so wie heute auch die Dissertation des flotten Gregor Gysi. Ein böses Bonmot kursierte: Ley ist der größte Philosoph unter den Zahnärzten und der größte Zahnarzt unter den Philosophen.

In dieser aufgeregten Versammlung trat unerwartet griesgrämig der gute Heise gegen mich auf. Auch er votierte gegen meine Aufnahme in die Partei mit einem sibyllinischen Satz: „Wolf Biermann ist kein Kommunist!“ – Ich war verwirrt und wütend, ich verstand die Volte meines Lehrers nicht. Geschweige denn konnte ich damals schon ahnen, dass Heise mir eigentlich einen Gefallen tat. Als Jahre später sein Student Wolfgang Thierse in die SED reingepresst werden sollte, warnte Heise ihn mit dem dunklen Orakelspruch: „Wolfgang, tu 's nicht, es ist nicht gut für dich.“

Im gleichen Jahr 1963 war auch unser Hinterhof-Theater „b.a.t.“ im Prenzlauer Berg liquidiert worden. Wir wurden verboten, weil ich ein Stück geschrieben und dort inszeniert hatte über die Mauer. Meine Fabel erzählte eine tragische DDR-Liebesgeschichte aus den Tagen des Mauerbaus im August 1961, ein zehnmals verschlechtertes Theaterstück, in dem ich den Bau der Mauer erklärte, sogar verteidigte, aber sie eben nicht ideologisch verklärte als „antifaschistischen Schutzwall“. Deshalb war unsere Aufführung, trotz all meiner faulen Kompromisse, nach der Generalprobe verboten worden. Die über hundert Arbeiter, Studenten und Berufskünstler, die dort zwei Jahre hart und begeistert aus einem stillgelegten Schluffen-Kino ein richtiges Theaterchen gebaut

hatten, wurden auseinandergejagt wie rüdische Hunde der Konterrevolution. Die zerbrechete Kader-Canaille Manfred Wekwerth krallte sich das Haus dann als Regietheater für die Studenten der Schauspielschule „Ernst Busch“.

Weil nun unsere Fürsten mir meine kleine Theater-Kanone weggenommen hatten, verlegte ich mich immer mehr auf poetische Handfeuerwaffen. Ich produzierte von da ab lieber Lieder und Gedichte. Meine Tonaufnahmen erlebten eine wundersame Vermehrung: Kopien kopierter Kopien verbreiteten sich extensiv, ja in geradezu geometrischer Reihe. Und meine Gedichte schrieben sich junge Leute im Osten heimlich mit der Hand ab: DDR-Samisdad.

Diese Turbulenzen waren wohl der Grund dafür, dass vom Politbüro des ZK der SED ein Hinweis aus der Bevölkerung kam, also ein Parteiauftrag von ganz oben an die Kreisparteileitung der Humboldt-Universität: Dieser politisch ungefestigte Biermann darf auf keinen Fall teilnehmen an den Prüfungen zum Diplom.

In jenen wirren Tagen nahm Wolfgang Heise mich beiseite und sagte: Wolf, Du solltest sofort, noch vor den Prüfungen – und für lange genug – krank werden, bitte eine schwere Krankheit. Die Gründe kann ich dir nicht sagen.“ – Ich verstand das Unverständbare, fragte nicht groß nach, sondern lief Richtung Weiden-dammer Brücke zu einem Internisten, der hatte seine Praxis am Schiffbauerdamm. Er war, schon seit ich Mitglied des Berliner Ensemble wurde, mein Hausarzt und bald auch Freund geworden. Dieser Doktor „Goggi“ Tsouloukidse lieferte ohne Umschweife seine Diagnose: Student Karl-Wolf Biermann hat eine progressive Herzkranzgefäßverengung, Gefahr eines Herzinfarkts. Rezept, Stempel, Unterschrift, Krankschreibung.

Solch eine unpolitisch-medizinische Dysfunktion funktionierte wie eine sportliche Auszeit im inner-sozialistischen Klassenkampf. Eine solide Krankheit war politisch akzeptiert. Muskeln, Blut, Knochen, Nerven als ein letzter gemeinsamer humaner Nenner. Meine Kommilitonen gingen also in die Diplomprüfungen –

und ich fuhr nach Norden in die Sommerferien und erholte mich von dem Leiden, das ich nicht hatte.

Paar Monate später, ich war zurück in meiner Wohnung Chausseestraße 131, wurden in der großen Politik von unseren dschugaschwilischen Schweinepriestern schon längst wieder andere Säue durchs Dorf getrieben. Es jagte ja eine Kampagne die andre. Und der Fall des kleinen Philosophie-Studenten war zum Glück viel zu unwichtig. Nun also meldete sich mein Professor Heise und sagte: So, Wolf, nun solltest du schleunigst wieder gesund werden. Ich habe eine außerordentliche Prüfungskommission zusammengestellt, korrekt mit den vorgeschriebenen Professoren und Dozenten. Denke nicht, dass wir es Dir besonders leicht machen. Im Gegenteil: wir dürfen uns keine Blöße geben gegenüber Zuträgern und so ungnädigen Genossen wie Alexander Abusch und Paul Verner und Kurt Hager im Politbüro. Auf keinen Fall dürfen wir formale Regeln verletzen. Es wird Ärger genug geben. Dein Freund Walter Besenbruch soll dabei sein als ordentlicher Professor, und vermutlich Dr. Erwin Pracht wird mitmachen, der Hörz vielleicht.“

Mir passte Heises Mannschaft, denn den Ästhetik-Dozenten Erwin Pracht kannte ich gut genug, der wusste viel und verstand wenig, und war kein Lump. Den wahrhaft einäugigen Besenbruch respektierte ich. Der wusste zwar wenig, aber er verstand viel. Er war ein glasäugiges Naturtalent der Philosophie und hatte im Konzentrationslager Hamburg-Fuhlsbüttel die Tiefen des Lebens studiert, als Häftling, genau wie mein Vater.

Wolfgang Heise und ich redeten, das fällt mir erst heute auf, niemals darüber, dass wir beide nach dem Gesetz der Nazizeit Halbjuden waren, im Jargon der Nürnberger Rassegesetze „Mischlinge Ersten Grades.“ Bedeutung hatte für uns nur, dass wir beide in diesem Heil-Hitler-Deutschland zufällig aus Kommunistenfamilien kamen. Sein Vater ein Intellektueller, mein Vater Hafenarbeiter. Heise war nach der Halacha jüdischer als ich, denn die Mutter

war Jüdin. Ich aber war proletarischer, nach dem Klassenkodex des kommunistischen Katechismus.

Wolfgang Heise schrieb damals grade an seinem Buch „Aufbruch in die Illusion“, das im VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1964, veröffentlicht wurde. Der Untertitel zeigt schon, wo bei Heise der Hase langlief: „Zur Kritik der bürgerlichen Philosophie in Deutschland“ – also eine marxistische Abrechnung mit verschiedenen Ideologien im Westen. In dem Kapitel „Geschichte der Philosophie – ein Erkenntnisprozess“ beruft Heise sich auf Hegels Philosophie der Geschichte wie auf Hegels Geschichte der Philosophie gleichermaßen. Er prangerte parteitreu die anti-aufklärerischen Tendenzen im Westen an: „Die Wendung zur Religion ist charakteristisch für die Bürgerliche Philosophie am Ausgang des Kapitalismus. Sie ist eine aktive Negierung des Wesens der Philosophie als wissenschaftliche Erkenntnis und damit zugleich Wendung gegen die Geschichte der Philosophie. Denn diese ist im ganzen ein Prozess fortschreitender Erkenntnis, der Weg vom Nicht-Wissen zum Wissen, von roher Ahnung über kühne Spekulation, über Rückfälle in vorphilosophische Vorstellungen und Geisteshaltungen hin zu wissenschaftlicher Einsicht – und zwar zur Philosophie des Marxismus-Leninismus.“ – O ja, Heise sah die westliche Welt als eine am Rande des Abgrunds, also am „Ausgang des Kapitalismus“ – dabei befanden wir uns längst in der Endphase des todkranken Sozialismus! Mein kluger Freund predigte, wenn auch vom Zweifel gepeinigt, parteifromm die Religion des Marxismus-Leninismus, obwohl wir längst in der Epoche nach dem XX. Parteitag der KPdSU lebten, als der kommunistische Tierversuch an der Menschheit ja schon vor aller Augen gescheitert war. Ich vermute: Unser geliebter Lehrer wusste um all das selber und wohl auch tiefer als wir Anfänger. Er wollte wohl die Wahrheit partout nicht wahr haben, dass der kommunistische Versuch, das Himmelreich auf die Erde zu zwingen, scheitern muss – biblisch gesprochen – er predigte noch immer den Irr-Weg ins soziale Narrenparadies, ins marxistische Nirwana, in den Garten Eden, darin der Löwe dem Schaf auch noch das Gras wegfrisst. Dieser irrationale Erlösungsweg hatte sich als realer Weg in die Höllen des GULag erwiesen. Die mar-

xistische Endlösung der sozialen Frage hatte bewiesen, dass die Utopie wirklich das ist: ein Un-Ort, hinter Stacheldraht.

Hätte aber nun Wolfgang Heise bei seiner Attacke gegen die Illusionen der Westideologen offen zugegeben, dass er selbst die schlimmste Illusion von allen hat, zudem die plumpeste: Die Illusion, ihn selber habe gar keine Illusion, ja, dann hätte das Buch in der DDR nicht erscheinen können.

Dass mein hin- und hergerissener Professor gegen die Anweisung der Obrigkeit mich die Prüfungen doch hatte machen lassen, blieb nicht unentdeckt. Aus dem ZK kam nun der hysterische Parteibefehl, diesem Biermann auf keinen Fall die Dokumente mit Stempel und Unterschrift auszuhändigen. Mir wurde all das damals immer egal. Ich wollte sowieso nicht Philosoph werden, sondern Drachentöter. Ich brauchte keinen staatlichen Stempel auf meine Gitarre, will sagen: auf das Holzschild mit den sechs klingenden Nylon-Saiten.

Im Dezember 1965 brach über uns alle eine heilsame Desillusionierung herein, ein Schock: das 11. Plenum des ZK der SED. Damals wurde der junge Wolf Biermann neben den Alten Robert Havemann und Stefan Heym an den Pranger gestellt. Wir drei Ketzer wurden mit Pauken und Trompeten entgnadet und exkommuniziert. Für mich, den Novizen, erwies sich das totale Verbot als eine enorme Erleichterung und Beförderung. Die schönen Töchter der Göttin Mnemosyne, die Musen Erato und Polyhymnia, küssten mich leidenschaftlicher als vordem. Bei mir war nun endgültig Schluss mit dem Versuch, taktisch zu sein, Schluss mit den schlaun Kompromissen. Ich hackte mir fortan keinen Fuß mehr ab, um besser voran zu kommen.

Nun hatte sich also der Biermann endgültig entlarvt als Konterrevolutionär und Renegat, als ein gekaufter Agent des Klassenfeindes. Für Professor Heise aber wurde mein Fall ein Sturz. Nun präsentierte die Partei ihrem ungehorsamen Genossen die Rechnung aus dem Jahre 1963. Ein Parteiverfahren gegen Heise wur-

de durchgezogen. Er selbst machte wenig Worte darüber, aber es wird hier im Saal Fachleute geben, die womöglich dabei waren und es besser wissen und die sich auch genauer erinnern als ich.

Das erinnere ich: Wolfgang Heise verlor die Position als Professor für die Königsdisziplin: Philosophiegeschichte. Er wurde abgestellt auf ein Nebengleis, wo er nicht so viel Schaden anrichten konnte: Ästhetik. Diese Degradation liefert mal wieder ein Beispiel für lebendige Dialektik. Wir verdanken dieser Strafversetzung das vielleicht tiefsinnigste Werk von Heise mit dem Titel: „Hölderlin – Schönheit und Geschichte“ – manche behaupten, es sei Heises Opus magnum. Es erschien ein Jahr nach meines Lehrers Tod, und also ein Jahr vor dem Tod der DDR. Dieses Buch ist eine subtile und subversive Liebeserklärung an die Schönheit als ästhetische Kategorie: Schönheit als atheistischer Gottesbeweis für Fortschritt, für Wahrheit und Humanität im Geschichtsprozess.

Heise und ich blieben Freunde. Manchmal spielte ich ihm und seiner Frau Rosi und den Zwillingen zuhaus, draußen in Hessenwinkel, paar Lieder vor. Ich besuchte ihn dort, wenn ich auf dem Weg raus nach Grünheide war, zu Robert Havemann, meinem besten und stärksten Freund in all den Jahren. Heise – immerhin – wollte immer auf dem neuesten Stand meiner Dummheit sein, er machte sich Sorgen um seinen eigensinnlichen Schüler, wollte wissen, ob sein ungezogener Zögling noch was Brauchbares zustande bringt.

Wie in Notwehr schrieb ich damals, mitten in den Tagen des kulturfeindlichen Kulturplenums des ZK der SED, meine aggressive Populärballade. Nun unsere Herren mich knebeln wollten, nahm ich schon gar kein Blatt mehr vor den Mund. So sang ich also:

Warum die Götter grad Berlin
Mit Paule Verner straft
Ich weiß es nicht, der Gouverneur
Ließ neulich mich verhaften

Das Kreuzverhör war amüsan
Auch für die Kriminalen
Ich wette dieses Kreuzverhör
Geht ein in die Annalen
Mit Marx und Engelszungen sang
Ich, bis sie Feuer fingen
So brachten die im Kreuzverhör
Noch keinen Mann zum Singen
 Das ist der ganze Verner Paul
 Ein Spatzenhirn mit Löwenmaul
 Der Herr macht es sich selber schwer:
 Er macht mich populär!

Sie sehn ja selbst: das ist keine enigmatische Lyrik in den verschlüsselten Metaphern der Sklavensprache. Im Strafgesetzbuch der DDR wurden solche Verse als politische „Hetze“ gewürdigt, für dermaßen offene Attacken drohte einem der gefürchtete Gummiparagraph 106. Paul Verner, damals unser Oberaufseher in Ostberlin, war ein besonders gefürchteter und verachteter Betonkopf im Politbüro der SED. Und gleich in der nächsten Strophe knallte ich auch den Provinzchef der Partei im Bezirk Halle an und krächte im Refrain des Spottliedes wie ein Berliner Straßensänger in Knüttelversen:

Ach Sindermann, du blinder Mann
Du richtest nur noch Schaden an
Du liegst nicht schief,
Du liegst schon quer:
– Du machst mich populär!

Das war nicht grade Heises Tonart. Als ich Heise nun dieses Pasquill vorsang, verzog er verächtlich den Mund. Solche persönlichen Angriffe, noch dazu mit Namensnennung! Er tadelte mich: „... nein, Biermann, das geht nicht, und du gehst zu weit!“ – Ich widersprach: „Aber wir müssen doch ein bißchen zu weit gehn, allein schon deshalb, weil all die Feiglinge immer viel zu kurz gehn!“ – Und Heise dagegen: „Gewiss zu weit, aber nicht zu weit zu weit!“ – Darauf ich: „Aber nimm François Villon! Der nannte

in seinem Großen und im Kleinen Testament doch seine Feinde auch beim Namen, die großen Fürsten und die Gauner bei den Coquillards. Kein Aas kennt die Muschelbrüder heute noch.“ – Dagegen er: „Du bist kein Villon, und die Genossen sind weder Fürsten noch Ganoven. Und die Kommunisten im ZK sind nicht unsre Feinde, sie sind Andersdenkende, die sich manchmal irren, wie ja auch du und ich. Außerdem ist das an den Pranger stellen der Namen keine Dichtung, sondern Kabarett ... und im Grunde unmarxistisch! Wir Kommunisten wollen uns nicht verbeißen ineinander wie Hunde, damit dann die Klassenfeinde genüßlich das Blut lecken. Und wenn etwas schlecht und falsch ist bei uns, dann wollen wir die gesellschaftlichen Strukturen analysieren, wollen solidarisch kritisieren. Es geht voran nur mit der Partei. Fehler korrigieren können wir niemals gegen die Partei...“ Nun ja, meinen Professor bekümmerten solche grobianischen Verse:

Im Neuen Deutschland finde ich
Tagtäglich eure Fressen
Und trotzdem seid ihr morgen schon
Verdorben und vergessen
Heut sitzt ihr noch im fetten Speck
Als dicke deutsche Maden
Ich konservier Euch als Insekt
Im Bernstein der Balladen ...
 Und steht der Vers auf Sindermann
 Im Lesebuch der Kinder dann
 Wird er, was er gern heut schon wär:
 Na, was wohl? – populär!

„Stabreime sind keine Argumente!“ – stöhnte mein Lehrer. „Außerdem landest du damit in Bautzen. Und es ist zudem menschenverachtend: dicke deutsche Maden ... Insekt ... im Bernstein der Balladen ... Hitler nannte die Juden Ungeziefer...“ – Und ich dagegen: „Das ist eine Metapher, die Heinrich Heine erfunden hat...!“ – Nun aber Heise: „Du bist nicht Heine. Und keiner kann es noch sein, weil wir nicht mehr wie Heine und Villon in der antagonistischen Klassengesellschaft leben, sondern ...“ – Und dann ich schon wütend: „... sondern?!?!“

An solchen taktischen Sollbruchstellen brach unser Gespräch ab. Beim nächsten Besuch saßen wir wieder brüderlich beisammen. Heise hielt mir geduldig das gute Beispiel Heiner Müller vor die Nase. Ja Müller! Das war ein Dichter nach Heises Herzen. Auch meinen Freund Volker Braun empfahl Heise mir als Vorbild! Solche Dichter schrieben komplexer, sie waren geschichtsbewusster, die kämpften womöglich klüger. So argumentierte Heise: „Der Müller kritisiert unsere Gesellschaft ja auch radikal ... aber nicht so romantisch aggressiv ... nicht so grob, nicht so feindselig gegen konkrete Personen. Du solltest poetisch überhöhen und vertiefen, wie es Dir gelungen ist in Deinem starken Barlach-Lied. Ja, wenn Du es von mir nicht annehmen willst, dann lerne es gefälligst von dir selber! Beherrze, was Brecht sagt über die Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit, verwende die Verfremdungs-Techniken, nutze die Fabel, Galileis List der Vernunft, den griechischen Mythos als Modell, das Häßliche als Parabel, das Schöne als Gleichnis. Genial, wie Heiner Müller die Geschichte des Philoktet auf die Bühne bringt. Am Beispiel des Griechen vor Troja versteht dann jeder bei uns in der DDR, daß die Partei einen kritischen, aber unentbehrlichen Genossen eben nicht aus dem Kollektiv der Kämpfenden ausstoßen darf, nur weil ihn unterwegs auf der Insel eine Schlange gebissen hat und seine Wunde nun schwärt und unerträglich stinkt und weil die Genossen seine Schmerzensschreie nicht mehr aushalten ... und wie der Ausgestoßene dann doch wieder dazugehört. Du darfst kein stinkender Philoktet werden, dessen Geschrei die führenden Genossen nicht aushalten. Du kennst doch den Spruch: „Der Helm eines echten Bolschewiken hat viele Beulen – und nicht alle stammen vom Klassenfeind!“

Ja: Geist und Macht ... Die Intelligenzia gerät immer wieder in die Bredouille mit dem Problem, das Brecht geschildert hat in seinem TUI-Roman-Fragment: dem Buch der Wendungen. Er beschreibt die Intellektuellen, die direkt oder indirekt sich verkaufen oder sich vermieten an die Herrschenden. Brecht nannte diese systemkonformen Intellektuellen verballhornt „Tellektuelinns“ und kürzte das Unwort Tellektuelinn ab zum lapidaren Schmähwort TUI. Dass Brecht selbst ein TUI geworden war und

es durchschaute – etwa in Ostberlin, als die sowjetischen Panzer aus den streikenden Arbeitern Hackfleisch machten – darüber findet sich kaum etwas in Brechts Werk.

Sie sehen schon: Mich erinnert das Beispiel Brecht auch an meinen Lehrer Heise, der immer beides war, ängstlicher TUI und zugleich tapferer Soldat in dem, was Heinrich Heine in seinem Gedicht „Enfant Perdu“ den ewigen Freiheitskrieg der Menschheit nannte. Als eine Elite der DDR-Schriftsteller nach dem Kölner Konzert im November 1976 gegen meine Ausbürgerung protestierte, da unterschrieb Heise die beim Klassenfeind im Westen veröffentlichte Petition von Stephan Hermlin & Co nicht. Er schrieb lieber einen Brief an den obersten Ideologiewächter im Politbüro, an Kurt Hager. Heises Pamphlet war klug, war radikaler als die Protest-Petition, denn er ging tiefer an die Wurzel des politischen Übels. Aber der tapfere Text blieb damals unveröffentlicht, und das bedeutet leider: Das Politische blieb unpolitisch.

Dass Heise zwei Jahre vor seiner hassgeliebten DDR an einem Herzinfarkt starb, passt in mein Bild von ihm und passt zu dem Refrain meines Liedes mit dem Voltaire-Zitat: „*Ce qui touche le cœur se grave dans la mémoire.*“ Ja, er nahm sich die DDR zu Herzen, und das erwies sich als tödlich – er starb, genau wie Brecht, zwanzig Jahre zu früh.

Der Philosoph Wolfgang Heise war das, was die Jidden so nennen: „a mensch“. Er hat mein Herz berührt, wie es bei Voltaire geschrieben steht: *Ce qui touche le cœur, se grave dans la mémoire* ... das was mein Herz erschüttert, im Guten wie im Bösen, – das gräbt sich tief ein ins Gedächtnis. Also gedenke ich seiner ... aber nicht mit Nachsicht, sondern mit Liebe.

Voltaire-Chanson

Was ist das für 'ne Fliege ?
Das ist gar keine Fliege !
Sieht aus wie 'n Kind der Liebe
Aus Mücke und Hornisse
Hat hinterm Kopf zwei Risse
Giftgelb auf schwarzem Grunde
Und ich hab Angst vor diesem Tier
Es fliegt mir auf mein Blatt Papier
Und landet grad auf dem bon mot
Zwei Zeiln, die von Voltaire sind
Wie 'n Lied-Refrain, der einsam steht
Und sich nach zwei drei Strophen sehnt:
 Ce qui touche le cœur
 se grave dans la mémoire

Passé! der Todesstreifen
Totalitäre Possen
Die machtbesoffnen Fressen
Allmächtiger Genossen
Die rotgetünchten Phrasen
– ich hab das Pack vergessen
Vergaß den Stacheldraht im Hirn
Die Ketten, die im Innern klirrn
Doch daß mit falschem Schlüssel
Die Stasi d i r ! mein Herz rausriß
Das wird den Mördern nie verziehn
Das bleibt mir bis zum Tod gewiß
 Ce qui touche le cœur

Der Krieg der falschen Brüder
Im Jahre Achtundsechzig
Schwamm drüber und vergeben
All die Millionen Opfer
Von Bautzen bis Workuta
Gott, damit muß ich leben
Die Massenmorde steh ich aus

Es stirbt der Mensch halt wie 'ne Laus
Doch riß dies Pack mir meinen Sohn
Vom Herzen in dem Tierversuch
Das werd ich nicht und nie verzeihn
Herrn Honeckers Gesangsverein
Ce qui touche le cœur

Mein Lehrer Wolfgang Heise
Im Krieg der Illusionen
Ein Waisenkind der Weisheit
Und ist daran zerbrochen
Brach auf zur letzten Reise
Im Jahre Sieb'n-und-achtzig
Prometheus der Partearaison
Hat haßgeliebt sein Vaterland
Sein Herz blieb stehn aus Rebellion
Er war mein DDR-Voltaire
Denn er durchschaute immer schon
Auch seine eigne Illusion
Ce qui touche le cœur

Mémoire? Mémoire frißt ja
Mein Herz. Ich will vergessen !
Nicht Kummer-Steine fressen !
Den Schmerzensbiermann machen !
Nicht nur zum Weinen ist ja
Zum Lächeln und zum Lachen
Ist dieses Leben auch. – Mémoire
Macht mir mein Herzleid unheilbar
Mensch, beides lähmt die Lebenslust
Zu wenig und zu viel gewußt
Trotzalledem gefällt mir der
Bonmot-Refrain vom Herrn Voltaire
Ce qui touche le cœur
se grave dans la mémoire